

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 289. Bromberg, den 15. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(2. Fortsetzung.)

Der Zug hatte die Grenze passiert. Georg kaufte sich einen Stoß neuer Zeitungen. Fast in jeder als Schlagzeile: „Japan ist von der Antwort Englands auf seine Demarche nicht befriedigt. Protestversammlungen in Tokio. Lärmende Kundgebungen vor dem englischen Botschaftsgebäude."

Während er kurz die Überschriften überflog, gingen ihm die Mitteilungen des Majors Dole durch den Kopf. Es scheint ganz so zu kommen, wie der es prophezeit hat, dachte er. Der Zerfall des angelsächsischen Blocks begann sich auszuwirken. Japan nützte die Gelegenheit um im trüben zu fischen. Die alte Geschichte! Wenn zwei sich streiten, lacht der Dritte. Die schlechte wirtschaftliche Lage und die schwankende Politik der latein-amerikanischen Staaten hatten zunächst nur wirtschaftliche und finanzielle Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten bewirkt. Je mehr sich diese Differenzen aber verschärften, störten sie auch die bisher freundschaftlichen politischen Beziehungen der beiden großen angelsächsischen Mächte in immer stärkerem Maße. Japan und Frankreich schickten sich an, aus dieser günstigen Situation Nutzen zu ziehen. —

Der Zug rollte über die Rheinbrücke. Georg Astenryk legte die Zeitungen kopfschüttelnd beiseite . . . wann würde dieser Erdball einmal zur Ruhe kommen? Sollte es wirklich wahr werden, das Wort vom Untergang des Abendlandes, was wäre anderes daran schuld als der ewige innere Zwist der weißen Rasse. —

Das alte, vertraute Landschaftsbild lenkte die Gedanken Georgs auf die nahe Heimat. Arbeit über Arbeit wartete da auf ihn. Seine Gedanken gingen zu seinem Laboratorium, zu den Experimenten mit der hundertprozentigen Kohlenausnutzung. Ob Marian wohl alles, was er ihm aufgetragen, planmäßig durchgeführt hatte? Ob er die Ergebnisse der Versuchsreihen auch richtig aufgezeichnet hatte?

Wie mochte es wohl mit seinen anderen Arbeiten aussehen? Der Konkurs, die Notwendigkeit, sich neue Lebensmöglichkeiten zu verschaffen, hatten ihn gezwungen, ein anderes, verwandtes Problem in Angriff zu nehmen. Schon früher, beim Beginn seiner Arbeiten an der großen Aufgabe der restlosen Umwandlung der Kohlenenergie in Elektrizität, war die Frage ihm aufgestoßen, ob er nicht gleichzeitig dem damit zusammenhängenden Problem der Diamantensynthese nachgehen solle.

So lockend die Aufgabe schien, er hatte sie doch immer beiseitegeschoben. Er wollte alle seine Kräfte an das eine, wirtschaftlich für die Menschheit bedeutungsvollste Ziel der hundertprozentigen Kohlenausnutzung setzen. Doch jetzt, nach seinem eigenen finanziellen Niederbruch, setzte er seine Zukunftshoffnungen in erster Linie auf das Gelingen der Diamantensynthese.

Zu niemand, selbst zu Marian nicht, hatte er von diesen Ideen, Hoffnungen, neuen Arbeiten gesprochen . . . und doch war Marian der einzige, der außer Anne seinem Herzen besonders nahestand.

Marian Heidens, sein getreuer Freund, Gehilfe, Diener, wie man's nennen wollte.

Georg dachte zurück. Marian — wie war er zu dem gekommen? Im Grunde eine ganz einfache Geschichte, und doch von seltsamen Umständen begleitet.

War da eines Tages vor der Stadt eine wandernde Zigeunerin von einem Kraftwagen angefahren und ins Krankenhaus gebracht worden. Trotz bester Pflege verschied sie einige Wochen später. Fast in ihrer Todesstunde gab sie einem Knaben das Leben.

Ein Zufall brachte es mit sich, daß am selben Tage zur selben Stunde Georg Astenryk in der gleichen Anstalt geboren wurde. Als einige Zeit später Vater Astenryk Frau und Kind strahlend über die Geburt des Erben aus dem Krankenhaus abholte, nahm er in dankbarer Freude auch den kleinen verwaisten Zigeunerjungen mit sich. Eine Laune des Standesbeamten hatte dem nach dem Kalendertag seiner Geburt den Vornamen Marian, nach der am Niederrhein für die Zigeuner gebräuchlichen Bezeichnung „Heidens" den Nachnamen gegeben. Astenryk gab ihn seinen alten, kinderlosen Gärtnerleuten in Pflege. Von Kindheit an Spielgefährten, wuchsen Georg Astenryk und Marian Heidens auf. Als Marian die Schule verließ, blieb er als Gärtnergehilfe bei seinen Pflegeeltern. Gymnasial- und Universitätsstudien Georgs vermochten nicht das enge Band zwischen den gleichaltrigen Gefährten zu zerreißen. Es wurde sogar noch fester, als der Vater Georgs diesem ein Laboratorium im Dachgeschoß des Hauses einrichtete.

Aus den spielerischen Experimentierversuchen der beiden erwuchs allmählich ernste Arbeit und hierbei wurde Marian Heidens durch seine Geschicklichkeit und Anstelligkeit ein guter, nützlicher Gehilfe. In jene Zeit fielen schon die ersten Versuche Georgs, dem Problem der elektrischen Kohlenbatterien näher zu kommen. —

Die Türme von Neustadt tauchten auf. — — Und dann war er wieder in der Heimat, nahm den Weg zum väterlichen Haus. Ein leises Frösteln überkam ihn, als sein Blick über die ausgedehnten Werkanlagen ging. Die langgestreckten Hallen, die früher Tag und Nacht widerhallten vom Gedröhn der Maschinen, von den klingenden Hammerschlägen . . . verödet, tot. Die Stille des Kirchhofes, wo noch vor kurzem Hunderte von Menschen in rastloser Tätigkeit hin und her eilten.

Beinahe hundert Jahre hatte die Firma Astenryk & Co. bestanden. Hätte sich wohl jener Lorenz Astenryk träumen lassen, daß sein stolzes Werk unter dem Urenkel zusammenbrechen würde? . . . Wieder dieser leise Zwiespalt in seinem Innern. War es recht von ihm gewesen, jenen traditionellen Grundsatz des deutschen Kaufmanns beiseitezuschieben, der gebot: Alles . . . jeden Blutstropfen, jeden Gedanken dem Werk! . . . Ja! . . Und immer wieder ja! Er hatte es tun müssen. Er hatte es wagen müssen, auch wenn die leise Hoffnung, die er an die Diamantensyn-

diese knüpfte, nicht in Erfüllung ging. Sein Sinnen und Streben ging höheren Zielen zu. Seine Arbeit, wenn der Wurf gelang, mußte ihm das Verlorene hundertfach wiederbringen. Mußte den Namen Astenryk in neuem, stärkerem Glanz erstrahlen lassen. Unmöglich für ihn der Gedanke, seine Erfindung und sich jener französischen Gruppe auszuliefern, um das väterliche Werk zu retten.

Er schüttelte sich, wie um letzte Zweifel zu verscheuchen, und ging zum Wohnhaus. Als er aufgeschlossen hatte und die Tür öffnete, schrak er leicht zusammen. Die elektrischen Alarmglocken rasselten grell durch das ganze Gebäude. Beunruhigt sah er sich um. Da wurde es plötzlich still. Vom Oberstock her kamen Schritte.

„Hallo! Ich bin's! Georg! Was machst du denn für Scherze, Marian? Empfängst mich mit Glockengeläut."

„Nur eine kleine Vorsichtsmaßnahme, lieber Georg. Aber zunächst mal guten Tag. Wie geht es dir? Komm nach oben. Du wirst Hunger und Durst haben."

Sie stiegen zum Oberstock empor und traten in Georgs Arbeitszimmer.

„Nun schieß mal los, Marian. Erzähle! Ist irgendwas passiert, während ich fort war? Wie steht's oben im Labor?"

„Alles in Ordnung, Georg. Aber willst du nicht etwas essen?"

„Ist nicht so eilig, Marian." Er warf einen Blick auf den gedeckten Tisch. „Ich seh, du hast schon alles vorbereitet. Gehen wir erst mal ins Labor. Mich plagt die Neugier, wie sich die letzten Serien in meiner Abwesenheit entwickelt haben."

Sie wandten sich zur Tür, da blieb Georg stehen und faßte Marian am Arm.

„Aber sage mal ernstlich, wozu der Scherz mit den Alarmglocken? Du hast mir auf meine Frage noch gar nicht geantwortet."

Marian zuckte die Achsel. „Ja, mein Lieber, was soll ich dir da sagen? In der ersten Nacht, wo du fort warst, wurde ich plötzlich aus dem Schlaf geschreckt. Die Alarmglocke schrillte. Ich sprang auf, eilte in den Flur, warf den Hauptlichtschalter an. Nichts zu sehen und zu hören. Ich revidierte alle Türen. Es war nichts geöffnet, alles in Ordnung. Nur die Haustür stand offen, obgleich ich bestimmt weiß, daß ich sie verschlossen hatte. Ich schlug die Tür wieder zu und wollte sie verschließen, da ging es nicht. Das Schloß war verdorben.

Nun, ich ließ am nächsten Morgen das Schloß in Ordnung bringen. Aber da ich dachte, die Füchse könnten auch am Tage kommen, halte ich die Alarmanlage auch am Tage eingeschaltet."

„Füchse? Was meinst du, was das für Füchse gewesen sein könnten?"

„Vielleicht waren es Leute, die nicht wußten, daß dein Tafelsilber vom Konkursverwalter in Verwahrung genommen ist."

„Du meinst also gewöhnliche Diebe, Marian?"

„Gewöhnliche Diebe nicht. Zum mindesten internationale Diebe. Ich fand da am nächsten Morgen im Hausflur einen kleinen Fetzen von einer französischen Zeitung."

Beide sahen sich einen Augenblick an und lachten dann.

„Aha!" meinte Georg. „Füchse aus d e r Gegend ... das will einiges besagen. Nun, ich habe da allerlei Ideen. Mein erstes wird sein, für eine Sicherungsanlage zu sorgen, die besser schützt alls alle Alarmglocken. Mach mir doch eine Tasse Tee. Ich gehe 'rauf zum Labor. Inzwischen kannst du auch mal diesen Artikel in der englischen Zeitung lesen. Dazu werden deine englischen Kenntnisse wohl langen." —

Dann stand er in dem Raum, in dem er so viele Tage und Nächte in rastloser Arbeit verbracht hatte. Mit raschen Schritten eilte er zu ein paar Gläsern, die in einem Trockenschrank standen. Er öffnete ihn und nahm die Gläser heraus. Vorsichtig goß er die tiefschwarze Kohlenstofflösung in andere Gefäße über und untersuchte den Bodensatz mit einer starken Lupe.

Hier ... sein Herz begann stärker zu klopfen ... hier glitzerte etwas verheißungsvoll. Wollte der widerspenstige Stoff dort Diamantkristalle bilden? Schnell griff er nach einer noch stärkeren Linse, schaute lange hindurch. Stieß dann das Glas enttäuscht von sich. „Wieder einmal vergeblich!" murmelte er vor sich hin, „Graphitkristalle ... nichts anderes ist es." Mißmutig warf er die Schranktür wieder zu.

Sein Blick ging in die Runde. Da waren sie, die Bataillone von Versuchsbatterien, die alten Schränke mit Tausenden von Chemikalien. Sein Auge glitt prüfend über die Meßinstrumente, über die Belastungslampen. Morgen würde er die Protokollbücher abschließen und neue Batterien mit neuen, wieder verbesserten Elektrolyten aufbauen. War das getan, dann hatte er Muße, sich dem anderen Problem zu widmen.

Die Erfindung Allgermissens ... immer wieder drängte sich ihm der Gedanke an sie auf. Die phantastischen Möglichkeiten reizten ihn auf äußerste, wenn er sich auch vieler Bedenken ... Besorgnisse nicht entschlagen konnte.

Er ging wieder nach unten. Da saß Marian, die zierliche, schmächtige Gestalt in einem Sessel zurückgelehnt, und las die Erinnerungen des Dr. Rostow. Unter dem dunklen, fast blauschwarzen Haar ein bleiches, beinahe gelbliches Gesicht. Ab und zu richtete er den Kopf in die Höhe und starrte regungslos ins Leere. Die ganze Seele des jungen Mannes lag in seinen Augen, und doch blieb ihr Blick rätselhaft unergründlich. Seine Erscheinung bot äußerlich ein Bild völliger Leidenschaftslosigkeit. Nur wer ihn kannte wie Georg Astenryk, konnte wissen, daß hier ein leidenschaftliches Herz schlug, stark im Hassen, stark im Lieben.

Georg nahm aus dem Schreibtisch ein Bändchen mit der Aufschrift „Franz Lönholdt". Franz Lönholdt war auch ein Neustädter Kind gewesen, ein älterer Bekannter Georg Astenryks. Lange Jahre lebte er als Radioingenieur in Rußland. Als er in Irkutsk sehr plötzlich an Malaria verstarb, schickte der deutsche Konsul seine Hinterlassenschaft der Mutter in Deutschland. Frau Lönholdt hatte die technischen Aufzeichnungen und Tagebücher gelegentlich Georg Astenryk als Andenken geschenkt.

Der schlug jetzt das Tagebuch auf und blätterte darin. Da war die Stelle. Wie oft hatte er sie gelesen! Seine Augen glitten darüber hin und folgten dem Text.

Franz Lönholdts Tagebuch gab über jenes merkwürdige Ereignis in Irkutsk folgenden Bericht:

„Ich hatte meine Kontrollarbeit im Irkutsker Sender beendet und rüstete mich zur Weiterfahrt, da erhielt ich von General Iwanow die Aufforderung, ihn zu besuchen. Er erzählte mir folgende merkwürdige Begebenheit, die sich vor vielen Monaten in demselben Gebäude, in dem wir uns befanden, abgespielt hatte."

Hier folgte eine Schilderung, die sich in der Hauptsache mit den „Erinnerungen jenes russischen Arztes" in der englischen Zeitung deckte.

„Ich antwortete zunächst dem General vorsichtig, daß mir jede wissenschaftliche Erklärung des Vorfalls fehle. Ein gewisser Verdacht, der in mir bei Iwanows Erzählung aufgestiegen war, veranlaßte mich, wenigstens einen Versuch zu machen, der Sache nachzuforschen.

Nach mehrtägigem Herumstöbern in allen Teilen des großen Gebäudes geriet ich auf eine Spur, die mir verdächtig war. Auf dem Dachboden sah ich eines Mittags im Schein eines Sonnenstrahls das blanke Ende eines Drahtes schimmern. Ich ging dem sehr versteckt geführten Draht nach und fand in einem Schreank, der hinter alten Akten verborgen stand, ein Grammophon und einen Apparat, den ich für einen Verstärker ansah. Als ich den Apparat heranziehen wollte, erfolgte eine schwache Explosion, deren Knall außerhalb des Raumes kaum gehört werden konnte. Durch die Explosion wurde der Grammophonapparat zertrümmert, die auf dem Teller liegende Wachsplatte beiseitegeschleudert, wobei der Rand der Platte zwar stark zerstört wurde, der innere Teil dagegen erhalten blieb.

Durch die Explosion war auch eine Seite des von mir als Verstärker angesehenen Apparates aufgerissen worden. Das Innere war, wie ich jetzt sah, ganz anders als bei allen anderen Verstärkern, die ich kenne. So waren statt der Spulen und Kondensatoren vielfach versilberte Kristalle eingebaut. Je länger ich ihn untersuchte, desto klarer wurde es mir, daß es sich hier um aperiodische Verstärkung hinab zu den kleinsten Wellenlängen handeln müsse.

Ich habe mir die Schaltung skizziert und will in den nächsten Tagen ein genaues Schaltbild dieses Verstärkers anfertigen. General Iwanow will ich vorläufig von meiner Entdeckung nichts sagen, vielmehr erst dieser ebenso mysteriösen wie interessanten Sache auf den Grund kommen. Die mir etwas verdächtige Wachsplatte habe ich mitgenommen. Ebenso die Kristalle aus dem Verstärker . . .

(Fortsetzung folgt.)

Es gibt wieder deutsche Austern!

Die Austernzucht auf Föhr und Sylt hat gute Ergebnisse gezeitigt.

Die ersten Ergebnisse der auf den Bänken der deutschen Inseln Föhr und Amrum neu aufgenommenen Austernzucht sind außerordentlich zufriedenstellend, so daß nun die Erweiterung des Austernzuchtbetriebes vorgesehen wird.

Vielleicht wird mancher, der eine Notiz über die Austernzucht auf Föhr und Amrum liest, die Frage stellen, warum man denn überhaupt diese Muscheln künstlich züchten muß, da es doch ihrer Millionen in den Meeren gibt. Das ist allerdings nicht mehr der Fall. Die natürlichen Austernbänke, die noch im vorigen Jahrhundert den Weltbedarf an Austern bequem deckten, sind durch Raubbau und zum Teil auch durch andere Umstände fast völlig unergiebig geworden. Die bekanntesten Austernbänke lagen an den atlantischen und Mittelmeerküsten, auch in der Nordsee, z. B. westlich von Helgoland, in den nordfriesischen Watten und im Limfjord. Die besten und berühmtesten Sorten sind die englischen Natives, die Whitstables und Colchester, die französischen Austern von Cancale, Arcachon und Marennes, sowie die großen Holsteiner oder Schleswiger von Husum. Da die Schleswiger Bänke wegen zunehmender Versandung immer weniger lieferten, hat Deutschland in den letzten Jahrzehnten seinen Bedarf zum größten Teil aus Holland gedeckt. Diese holländischen Austern sind es auch, die jetzt versuchsweise bei der Neuanlage von künstlichen Austernbänken verwandt wurden. Versuche mit anderen Austern, im besonderen aus Kanada, sind nicht geglückt, da sie sich in unseren Gewässern nicht als lebensfähig erwiesen. Möglicherweise hatten sie auch bereits bei dem langen Transport aus Kanada nach Deutschland gelitten.

Das Prinzip der künstlichen Austernzucht ist überall das gleiche. Es kommt in erster Linie darauf an, der jungen Austernbrut mehr Ansiedlungsmöglichkeiten zu geben, sei es durch Pfähle oder Faschinen oder durch sogenannte Sammler, die besonders in Frankreich üblich sind und die aus gekalkten, auf Stangen befestigten, halbzylinderförmigen Ziegeln bestehen. Des weiteren müssen diese Anlagen vor Versandung geschützt werden, auch sind die natürlichen Feinde der Austern fernzuhalten. Die Anlagen sind zum Teil außerordentlich umfangreich. In Whitstable werden etwa 10 000 Hektar Meeresboden benutzt. Die Aufzucht der Austern geht freilich nicht rasch vor sich, denn von dem Aussetzen der Brut bis zur tafelreifen Auster vergehen in der Regel 3 bis 4 Jahre.

Die in den nordfriesischen Watten unter der Leitung der Zweigstelle List-Sylt der Biologischen Anstalt Helgoland angelegten Austernbänke haben mit den eben geschilderten Maßnahmen begonnen. Es sind etwa drei Jahre verflossen. Die in dieser Zeit gezüchteten Austern entsprechen der Qualität der holländischen Auster, ein Beweis dafür, daß man auf dem richtigen Wege ist. Vielleicht wird man nun auch in Deutschland zu der Anlage von Austernparks übergehen, in denen die Austern regelrecht gemästet werden. Das haben übrigens auch schon die Römer getan. Plinius und Horaz berichten uns darüber. Aus Küchenabfallhaufen, die man in Dänemark gefunden hat, hat sich ergeben, daß man auch schon in vorgeschichtlicher Zeit Austern gegessen hat. Jedenfalls verursacht die Austernkultur den Menschen viel Arbeit und mehr Mühe, als die anderer Meeresbewohner, etwa der Hummern und Langusten. Andererseits ist aber die Auster ein wichtiger Faktor für die Volkswirtschaft. So machte 1927 in den Vereinigten Staaten der Austernfang etwa ein Achtel des Gesamtwertes aller Fischereien aus. Nach der amtlichen französischen Statistik wurden allein aus dem Gebiet der Marennes im Jahre 1933 über 430 Millionen Austern geliefert. Am Neujahrstag 1934 sind allein in Paris 40 Millionen Seudre-Austern geschlürft worden. Da Austern immerhin noch einiges Geld kosten, wenn sie auch, gemessen an der Arbeit, die man mit ihnen hat, verhältnismäßig billig sind, kann man sich unschwer ausrechnen, wieviel Geld dadurch in Umlauf gebracht wird.

Dann kam die Nacht.

Tierskizze von M. v. Bosenstein.

Ein strahlender Tag über dem Massiv des Großen Atlas. Rings heilige Stille der Bergwelt, leise nur murmelt und gluckst ein klarer Quell. Die Luft ist frisch hier droben, kühl und klar. Weit hinaus über Bergland, Felsschroffen und Ebene schweift der lichtsatte Blick, wohlig atmet die Brust den würzigen Duft all der Alpenkräuter, die ringsum blühen. Hoch oben kreist ein Steinadlerpaar, und majestätisch, fast ohne Flügelschlag schwimmen die Gänsegeier. Ab und zu raschelt es unterm Laubwerk, huschen Smaragdeidechsen, zuckt im Versteck die lauernde Viper.

In dichtem Weißtannengestrüpp aber ruht ausgestreckt ein alter Löwe. Stark erbleicht und spärlich geworden ist die ehemals fast schwarze Mähne. Die einst so furchtbaren Fangzähne haben ihre Schärfe verloren. Matt blicken die sonnenfarbenen Seher, schwer nur heben und senken sich die mageren Flanken. Wartend blocken rings Geier und Raben. Denn es geht zu Ende mit ihm, dessen Vorfahren, dessen Brüder und Schwestern gleich ihm einst Könige des Atlas waren.

Fern, unerreichbar seinem Erinnern, liegt die Zeit, da er mit zwei Geschwistern im dichten Wacholderstrupp geboren wurde, in Hut und Lehre sorgsamer Eltern heranwuchs — spielerisch erst, dann bewußt und hart.

Nur selten noch streifte er zuletzt in die warmen Täler; früher aber, vor vielen, vielen Sommern war sein Jagdgebiet drunten in jenen milden Niederungen. Was vermochten stacheliges Blattwerk und Gezweig wider seine harten Pranken? Im Schatten des Ölbaums, im Dämmer schlankstämmiger Zedernwälder, umplätschert vom bergklaren Quell ruhte das königliche Tier, bis der Hunger gebieterisch rief. Die Wettergestalten immergrüner Eichen trotzten auf ihn herab, Buchengeäst hütete sein heimliches Schreiten, schützend umgab ihn das Dunkel der Eschenhaine.

Wenn aber sein donnernder Ruf von den Bergwänden widerhallte, erbebten die starken Herzen der Kabylen, fast im Flüsterton ging es von Mund zu Mund: „Der Herr mit dem dicken Kopf will jagen. Möge Allah ihn fern halten von unsern Zelten!"

Und sein Rufen fand Antwort; dumpf kam sie zurück aus Nähe und Ferne. Lauter schöne und machtvolle Vertreter seiner Sippe waren es, die sich ihm gesellten, sich paarten, geschmeidige Krallenbälle ihrer Würfe zu Kampf und Jagd erzogen. Wie in den Sand der Oase am klaren Bach, so auch in die Schneefelder der Höhen prägten sie die Trittsiegel ihrer mächtigen Pranken.

Aber die Zweibeine drunten in Tälern und weiten Ebenen, die es nicht wagten, den Tributheischenden ihrer Herden und Gehege bei seinem Namen zu nennen?

Nun — es war ein ritterlicher Kampf, den die braunen Söhne des Landes mit den stolzen Schädlingen führten. Mit alten, langen Vorderladern, unter Einsatz des eigenen Lebens zogen sie wider den königlichen Gegner, und manch Haupt unterm weißen Burnus sank zerschmettert und zerfetzt in die Finsternis des Todes.

Dann aber kamen andere mit blaßfarbenen Gesichtern in dunklem Gewand, mit schnellschießenden Gewehren. Sie stiegen den Löwen nach bis in die höchsten Höhen, sie spürten sie mit Hunden auf, schossen sie nicht nur zur Abwehr, nein, aus Blutdurst und flackerndem Ehrgeiz.

Höher und höher hinauf in den heimischen Bergstock wichen die Gehetzten vor dem vernichtenden Feuerstrahl, der so tückisch aus unsichtbarer Ferne kam. Oft kreuzte nun Braun, der Bär, ihre Fährte, oft umkläffte Wolfsgesindel die Stätte ihrer Beute, immer wieder versuchend, ihnen das Gerissene streitig zu machen, so oft auch ein Wenden des mächtigen Hauptes, ein zorniges Aufbrüllen die Feigen verjagt haben mochte . . .

Rasch gingen die Jahre dahin. Immer mehr schmolz unter menschlicher Mordgier die Zahl der Atlaslöwen zusammen. Schließlich behauptete nur er, der durch tausend Gefahren Gewitzigte, sich noch hinter der Abwehr steilster Schluchten; blieb auch fürderhin der Schrecken der Berge. Freilich, wie ein Dieb nur konnte er jetzt sein Wesen treiben, und nur selten rollte der Donner seiner Stimme

durch die Wildnis, die vor ihm nun — fürder ohne Antwort von seinesgleichen — schweigend lag.

An Beute war ja kein Mangel; Steinböcke und Mähnenschafe gab es genügend für seinen Hunger. Und hin und wieder auch holte er sich seinen Tribut aus dem nächsten Kabylendorfe. Dabei hatte er einst die Lieblingsstute des Scheichs gegriffen. Da war eine große Treibjagd auf ihn veranstaltet worden. Mit viel Geschrei und Schüssen aus den langen Araberflinten rückten Ketten von braunen Menschen auf ihn los. Angstvoll hatte Braun sich mit seiner Liebsten geflüchtet; der Löwe aber lag lautlos, einem Felsblock gleich am Boden. Nur wenige Meter an ihm vorbei war ein Treiber gelaufen. Der Mann hatte den reglos Verhoffenden übersehen, ahnungslos weitergeschrien und gehetzt, war endlich hinter Gestrüpp und Felsgestein untergetaucht.

Nachdem die Stimmen all dieser sonderbaren Käuze verhallt waren, hatte der Löwe sich ungesehen davongestohlen. Die Kabylen aber schworen späterhin beim Barte des Propheten, er wäre der leibhaftige Scheitan und vermöchte sich unsichtbar zu machen.

Der also Verfolgte aber nahm sich diese Beunruhigung zu Herzen und wandert aus. Er war in eine neue Gegend gekommen, noch höher allerdings und noch kälter, so daß selbst er, der Abgehärtete, röstelnd gerne die wärmenden Strahlen der Sonne suchte.

So hoch hinauf verirrte sich nur selten ein Zweibein, doch an Fraß, wie gesagt, war kein Mangel. Und nirgends sonst in den zahllosen Gebieten seiner früheren, wilden Jagdzüge schmeckte der Trunk aus sprudelndem Bergquell so erfrischend.

Unaufhaltsam sanken die Sommer des Lebens dahin. Mählich wurde es ihm schwer, ein Beutetier zu schlagen, schließlich waren nur noch Mäuse und Eidechsen seine Nahrung. Frecher und zudringlicher wurde jenes graue Gesindel, dessen mißtönender Gesang durch die Nächte schrie. Und es kam die Zeit, da er ihr, die vordem winselnd, sich gegenseitig neidvoll zerbeißend, die Überreste seiner reichen Tafel gestohlen hatten, da er ihr, der Verachteten, Kostgänger werden mußte . . .

Seit einigen Sonnenaufgängen wurde ihm aber auch noch das Gehen schwer. Als der feurige Ball einem Sieger gleich zu dieser Tagfahrt am Morgenhimmel emporstieg, trafen seine Strahlen noch einmal mit erwärmender und belebender Kraft das sterbende Tier. Müde hoben sich die schweren Lider, trübe Seher blinzelten ins helle Licht.

Reglos fast warteten die Aufräumer, warteten geduldig durch lange Tagesstunden. Nun aber sinkt der Abend hernieder. Leise hebt Wolfsgeheul an, nähert sich. Ein tiefes, langes Aufstöhnen bricht aus der Brust des alten Bergkönigs.

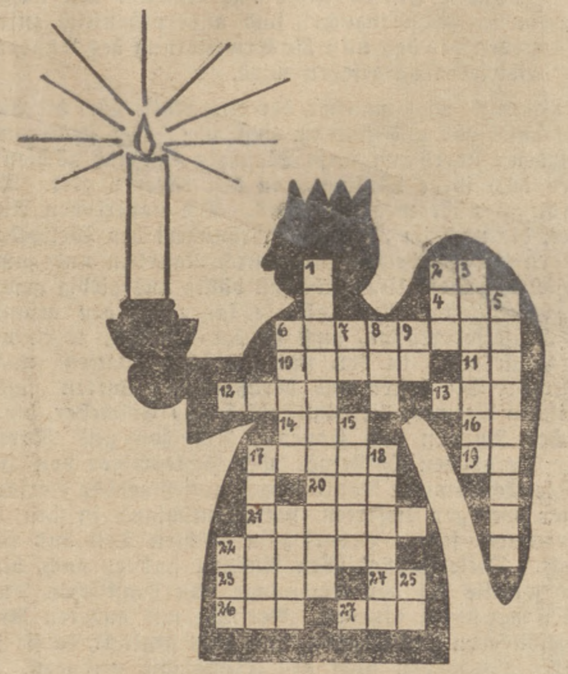




Die Zwillinge des Boxers.

 **Rätsel-Ecke** 

Kreuzwort-Rätsel „Adventsleuchter".



Waagerecht: 2. Sonnengott. — 4. Wohnplatz. — 6. Dreimastiges Kriegsschiff. — 10. Hohlmaß. — 11. Fürwort. — 12. Mineralisches Gestein. — 13. Dienststelle. — 14. Griech. Buchstabe. — 16. Bejahung. — 17. Tätigkeit der Lunge. — 19. Abkürzung für „Seine Majestät". — 20. Gemeinschaft. — 21. Jünger Jesu. — 22. Umzäunung. — 23. Urkunde. — 24. Abkürzung für Oregon (Staat). — 26. Soviel wie „selten". — 27. Indische Münze.

Senkrecht: 1. Kirchliche Weihnachtsfeier. — 2. Farbe. — 3. Griech. Göttin der Jagd. — 5. Schriftliche Hinterlassenschaft. — 6. Fischereigerät (niederdeutsch). — 7. Französ. Bindewort. — 8. Wurfspieß. — 9. Flächenmaß. — 15. Fruchtbildung. — 17. Neusilber. — 18. Nervenzelle. — 22. Soviel wie „fertiggekocht". — 25. Sonnengott.

(i = j)

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Der Christbaum brennt! Mit seinem — ⌣
Erleuchtet heut' er jedes —
Strahlt Weihnachtsfreude, Glück und — ⌣
Auch in die Winternacht ⌣ —.
So mög' er Himmelslicht ver — ⌣
In jedes dunk'le Herz ⌣ — !
O heil'ger Christ, mit deinen — ⌣
Kehr' auch in unserm Hause — !

*

Rätsel.

Mein hübsches Bäschen warf die ersten Beiden
Gelangweilt auf die Dritte hin zur Frist.
„Ich kann", so rief sie, „so was gar nicht leiden,
Weil allzusehr es mir das Ganze ist!"

Auflösung der Rätsel aus Nr. 282

Besuchskarten-Rätsel: Christbaumhaendler.

*

„Wie heißt der Mann?": Kreisel.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.